



lich, die Entwicklung hat exponentiellen Charakter. Schon klopft die nächste Internet-Generation an die Tür, bis zum Frühjahr 2000 ist die Installierung eines neuen Übertragungsnetzes in ganz Deutschland mit einer Kapazität von 2,5 Gigabit pro Sekunde geplant, um die Nutzung des Internet und dessen in Planung befindlichen Nachfolgers »Internet 2« attraktiver zu machen. Deutschland soll mitreden können, wenn es darum geht, die Standards, die Technologien und die Anwendungen des »Internet 2« festzulegen.

Die USA ziehen die Selbstkontrolle einer staatlichen Regelung vor. In Europa müssen die Mitgliedsländer der Europäischen Union bis Ende Oktober eine Datenschutz-Richtlinie der EU-Kommission in nationales Recht umgesetzt haben. Diese verbietet den Export von personenbezogenen Daten in Länder, die nicht über einen adäquaten Datenschutz verfügen, das heißt, gäbe es bis zum 25. Oktober 1998 keine Regelung mit den USA, müßten international agierende Konzerne ihren Datenfluß in die USA und viele andere Länder kappen, wollten sie nicht gegen europäisches Recht verstoßen. Nicht nur deshalb findet die bisherige Strategie der USA auch hierzulande immer mehr Anhänger; das würde bedeuten, die Bürger müßten sich durch den Einsatz spezieller Software selber schützen, die Unternehmen eine freiwillige Selbstregulierung akzeptieren und mit persönlichen Daten möglichst sparsam umgehen.

Sicherheitsexperten und Codeknacker liefern sich einen rasanten Wettkampf. Kürzlich meldete die Fachzeitschrift *Information Week*, Hacker hätten ausgerechnet jene Verschlüsselung (SSL) geknackt, die unter anderem Kreditkartentransaktionen im Netz schützen sollte. Die kryptographischen Verfahren, d. h. die Verschlüsselungstechnik sollte helfen, Informationen sicher speichern und austauschen zu können. Nicht nur die Netzwerke von Pornohändlern zeigen, daß auch Verbrecher sich bemühen, effizient und sicher zu planen. Die ermittelnden Behörden und Geheimdienste der ganzen Welt wollen deshalb die Freiheit zur Nutzung der Verschlüsselungstechnik begrenzen. Polizei und Geheimdienste verfügen mittlerweile über ausgezeichnete Hacker und Codeknacker. Jeglicher Tendenz zur Beschränkung widersetzt sich wiederum eine ungewöhnliche Allianz von Computerfreaks, Datenschützern, Bürgerrechtlern, Wissenschaftlern, Industrievertretern und Bankern.

Bisher können digital gespeicherte Werke aller Art beliebig abgekupfert, kopiert und vervielfältigt, verändert und verfälscht und an jedem Punkt des weltumspannenden Daten-netzes eingespeist und abgerufen werden. Veränderungen und Kombinationen sind mühelos möglich. Das ist der Doppelcharakter der Fälschung im virtuellen Zeitalter. Urheberrechtlich ist das katastrophal. Aber welcher Autor, Musiker oder Wissenschaftler will sich im unendlichen

Cyberspace auf die Suche nach technisch versierten Rechtsbrechern machen? Wer könnte das Urheberrecht im WorldWideWeb schützen? Eine Institution, die analog zu bisherigen Prüf- und Vergütungsregeln im Bereich von Wissenschaft und Kunst alle Arbeiten zu erfassen hätte, die über das Internet gehandelt werden, würde gewiß alle Patentämter um einige Stockwerke überragen, allerdings auch einige Büros leerfegen.

Ein weiteres Problem betrifft das Signaturgesetz, dieses Fundament der elektronischen Geschäftswelt. Grundlage ist eine Verschlüsselung, die zum einen den Inhalt von Dokumenten sichert, zum anderen die elektronische Unterschrift erzeugt und garantiert, daß beides auch zusammengehört. Um dies sicher zu handhaben, werden sogenannte Zertifizierungsstellen, »Trust-Center«, eingerichtet, die die Rolle eines Notars übernehmen; sie sollen sicherstellen, daß es im Netz verlässlich und mit rechten Dingen zugeht. Das deutsche Gesetz sieht strenge Kontrollen dieser privaten »Trust-Center« vor. Anbieter, die in das Geschäft einsteigen wollen, sollen demnächst von einer neuen Regulierungsbehörde lizenziert werden. Dagegen ist die Europäische Kommission davon überzeugt, daß die Entwicklung weitgehend dem Markt überlassen werden sollte, dem jeweiligen »Trust-Center« aber die Haftung auferlegt. Dies dürfte wiederum die Versicherungen um einen Geschäftsbereich reicher machen und den Juristen ein weiteres Beschäftigungsprogramm bieten. Und wie man heute seine Auto-, Hausrats- und Haftpflichtversicherung abschließt, wird man morgen Agenturen mit der Wahrung der eigenen Rechte beauftragen. Wie wir es drehen oder wenden, es wird neue Regelungen geben, der Nationalreichtum wird gemehrt, die gesellschaftliche Teilung der Arbeit wird mit weiteren Kategorien angereichert werden. Arbeitsplätze werden geschaffen und erhalten, und Karl Marx bekommt auch noch Recht.

Oder um mit Mandeville zu sprechen: »Das, was wir in dieser Welt das Böse nennen, das moralische so gut wie das natürliche, ist das große Prinzip, das uns zu sozialen Geschöpfen macht, die feste Basis, das Leben und die Stütze aller Gewerbe und Beschäftigungen ohne Ausnahme; hier haben wir den wahren Ursprung aller Künste und Wissenschaften zu suchen; und in dem Moment, da das Böse aufhörte, müßte die Gesellschaft verderben, wenn nicht gar gänzlich untergehen.«²

1 Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie (Manuskript 1861–1863). Teil 1. In: MEGA² II/3.1. Berlin 1976. S. 280 und 283.

2 Bernard Mandeville: Die Bienenfabel, Frankfurt 1968, S. 399 f.



Reinhard Witte

Heinrich Schliemann – ein pathologischer Lügner?

Vor wenigen Monaten wurde in zahlreichen Massenmedien daran erinnert, daß Heinrich Schliemann vor 125 Jahren, am 31. Mai 1873, auf dem Hügel Hissarlik an der türkischen Nordwestküste den »Schatz des Priamos« entdeckt hatte. Wie so oft stand nicht der wissenschaftliche Wert dieses bedeutenden archäologischen Fundes im Mittelpunkt der Berichterstattung, sondern die buntschillernde Persönlichkeit des Ausgräbers. Das Interesse gilt hauptsächlich den Umständen der Entdeckung und dem weiteren Schicksal des Troia-Fundes, bis hin zur aktuellen Diskussion über die Rückgabe, der nach Ende des Zweiten Weltkriegs nach Rußland verschleppten Beutekunst. Daß die Öffentlichkeit hauptsächlich an einem »Mythos Schliemann« und einigen herausragenden Funden interessiert ist, weniger jedoch an dem Gesamtergebnis der Arbeit des früheren Großkaufmanns, anfänglichen Autodidakten und späteren Forschers, überrascht (den Kenner) nicht mehr.

Schon im Jahr des 150. Geburtstag des mecklenburgischen Pfarrerssohnes wurden alte Vorwürfe über dessen Leben und Werk wieder aufgefrischt, neue kamen hinzu. Bis Mitte der achtziger Jahre eskalierten die Anschuldigungen über Schliemanns Lebenslügen und Fälschungen bei seinen Ausgrabungen in Troia (»Schatz des Priamos« u. a.) und Mykene (z. B. »Agamemnon-Maske«) derart, daß man sich in Schliemanns Geburtsstadt die Frage stellte, ob die Leute nach Neubukow und Ankershagen kamen, um sich in den Gedenkstätten über den »Vater der mykenischen Archäologie« und einen »Pionier der Spatenforschung« zu informieren oder um den Geburtsort und das Elternhaus eines zweiten Baron Münchhausen – und obendrein eines schizophrenen – kennenzulernen. In den Arbeiten der Altphilologen William M. Calder III und David A. Traill, die die moderne Schliemannforschung entscheidend beeinflusst haben, wurde der Troiaausgräber mehr und mehr zu einem pathologischen Lügner: »Schliemann was ill, like an alcoholic, a child molester, or a dope-fiend. He did not know the difference between right and wrong. We must be thankful for his illness. It made him great.«

Während die Diskussionen bis zu den großen Konferenzen u. a. in Athen und Berlin anlässlich des 100. Todestages des berühmt-berüchtigten Kaufmanns und Forschers im Jahre 1990 noch von starken Emotionen geprägt

waren, wurden sie innerhalb der Fachwelt bis 1997, dem 175. Geburtstag Schliemanns, zunehmend versachlicht. Das trifft nicht auf die Berichterstattung in den Medien und auch nicht auf jene Möchtegern-Schliemannforscher zu, denen natürlich ein lügnerischer und fälschender »Hobbyarchäologe« bzw. spleeniger Multimillionär lieber ist als ein seriöser, jedoch nicht fehlerfreier Forscher. Ersterer läßt sich viel besser vermarkten als letzterer.

Es scheint sinnvoll, das Verhältnis zwischen dem anfänglichen Autodidakten auf archäologischem Gebiet und dem etablierten Gelehrten unter die Lupe zu nehmen, um mögliche Motive für Schliemanns Lügen oder Unwahrheiten zu finden, die unabweisbar sind.

Heinrich Schliemann wuchs unter nicht sehr günstigen Familienverhältnissen im Pfarrhaus von Ankershagen auf; seine Mutter starb, als er neun Jahre alt war. Der unsolide Lebenswandel seines Vaters brachte dessen Amtsenthebung und daraus folgend den finanziellen Abstieg mit sich. Dem jungen Heinrich blieb dadurch eine profunde Schulbildung verschlossen. Statt auf ein Gymnasium und später zur Universität, wurde er auf die Realschule in Neustrelitz geschickt und trat dann eine fünfjährige Lehre in einem Krämerladen in Fürstenberg an. Schliemann, der es aus eigener Kraft schaffte, in seinem ersten Beruf als Kaufmann zu einem großen Vermögen und hohen Ehrungen zu gelangen, der nebenbei mit einer eigenen Methode mehr als ein Dutzend Fremdsprachen erlernte, dieser Schliemann litt zeit seines Lebens an seinem ungeraden Bildungsweg. In seinen Briefen klagte er, daß er es wohl nicht mehr zu einem Gelehrten bringen würde, er kenne den Unterschied zwischen Auswendiglernen und neuer Erkenntnis durch eigenständige Denkleistung. Er bewunderte Menschen, die dies konnten. Mit seinen Geschäftspartnern redete er in einem Ton, der manchmal als anmaßend empfunden wurde. Als er Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit seinen archäologischen Forschungen begann, bettelte er förmlich um die Anerkennung seiner Ergebnisse, letztlich also seiner Integrität als Forscher, vor allem bei deutschen Professoren.

Freilich beinhaltet diese knappe Aussage, wie es bei einer so komplexen Persönlichkeit nicht anders sein kann,





nicht die ganze Wahrheit. Schliemann scheute nämlich auch in seinem zweiten Beruf nicht davor zurück, seinen (neuen) Kollegen besserwisserischen Rat zu erteilen und ihnen in manchmal rüder Form, Irrtümer und Fehler vorzuwerfen. War jemand anderer Meinung als er, fühlte er sich persönlich angegriffen. Den Wert einer wissenschaftlichen Kontroverse hat Schliemann wohl lange Zeit nicht begriffen. Hingegen wußte er, daß es in gelehrten Kreisen günstig ist, sich mit einem akademischen Titel zu schmücken. Zwei Jahre vor seiner ersten offiziellen Troiagrabung wurde er Dr. phil. In seiner Autobiographie liest sich das so: »Ich beschloss sofort hier« (auf dem Hügel Hissarlik, R. W.) »Ausgrabungen zu beginnen und kündigte diese Absicht in dem Werke ›Ithaka, der Peloponnes und Troja‹ an, das ich gegen Ende des Jahres 1868 veröffentlichte. Ein Exemplar dieses Werkes nebst einer altgriechisch geschriebenen Dissertation übersandte ich der Universität Rostock und wurde dafür durch die Ertheilung der philosophischen Doctorwürde dieser Universität belohnt.« Es gehört zu den Kuriosa innerhalb der modernen Forschung, daß durch den letzten Satz die Vorwürfe über Schliemanns angebliche pathologische Lügenhaftigkeit begannen, denn im Archiv genannter Universität fand sich nur ein in schlechtem Altgriechisch abgefaßter achtseitiger Lebenslauf und keine Dissertation. War Schliemann also hier schon ein Lügner? Nein! Wenn man genauer hinsieht, wird klar, daß der Verdächtige den Begriff ›Dissertation‹ noch im umfassenden Sinne einer dissertation, also einer (wissenschaftlichen) Abhandlung im allgemeinen und nicht in der erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnenden ausschließlichen Verwendung dieses Begriffs für eine schriftliche wissenschaftliche Arbeit zum Erlangen der Doktorwürde, benutzt hatte. Unter diesem Gesichtspunkt wird die ›altgriechisch geschriebene Dissertation‹ zu einer Vita, zu einer Abhandlung über Schliemanns Leben. Die Doktorwürde erhielt er aufgrund seines Ithaka-Buches, was seine Zeitgenossen auch wußten.

Diesem Selfmademan, selbsternannten Homerexperten und doctor philosophiae sollten nun die Vertreter akademischer Institutionen von vornherein Respekt und Anerkennung zollen? Aus dem *veni, vidi, vici* wurde bei Schliemann nichts – konnte nichts werden. Zuviel sprach gegen eine Anerkennung seiner Leistung durch die Fachwelt:

1. waren Homers Leben und die genaue Zuordnung seiner Werke und sogar einzelner Gesänge in diesen umstritten (das gilt bis heute),
2. wurden die geschilderten Vorgänge in der »Ilias« und »Odyssee« von gelehrter Seite zumeist als reine Phantasereien aufgefaßt, so daß es als nutzlos betrachtet wurde, nach einem historischen Troia zu suchen,
3. begann die Griechische Geschichte noch im 19. Jahrhundert apodiktisch mit der ersten Nennung der Olympioniken im Jahre 776 v. Chr. (Erst durch Schliemanns

Ausgrabungen wurden Griechenland, wie ein Bonmot besagt, eintausend Jahre geschenkt),

4. wo sich bestimmte Gelehrte und andere Autoritäten doch durchgerungen hatten, nach einem homerischen Troia zu forschen, suchten sie es, wie der Berliner Professor Ernst Curtius (von 1875 bis 1881 Leiter der deutschen Olympiagrabungen) und Generalfeldmarschall von Moltke, in Bunarbaschi, einem Ort östlich von Hissarlik. Meinungen von anderer und nicht so gewichtiger Seite, die unter diesem Hügel Troia vermuteten, wurden ignoriert.
5. steckte die Feldarchäologie noch in den Kinderschuhen und wurde noch gar nicht an Universitäten gelehrt. Die bewußte Suche nach einem verschwundenen Ort, der nur noch in den Schriften antiker Autoren präsent war, war ein Novum, und es bedurfte einer Flächengrabung in bisher unvorstellbaren Ausmaßen, die enorme Gelder erforderte, über die akademische Institutionen auch in der Vergangenheit nicht verfügten.

Dieser Behälter war gefüllt mit großen silbernen Vasen und mit silbernen und goldenen Bechern und einer großen goldenen Flasche, die ich, um sie der Habgier der Arbeiter zu entziehen, mit solcher Eile herausnehmen, verstecken und absenden mußte, daß ich weder die Zahl der Gefäße weiß noch ihre Form zu beschreiben im Stande bin ...

23. Bericht Schliemanns, Pergamos von Troja 31. Mai 1873

So in etwa müssen Gedanken und Situation in der etablierten Gelehrtenwelt eingeschätzt werden; sie bestand freilich nicht aus einem einheitlichen Block; so gab es z. B. große Unterschiede zwischen klassischen Archäologen und Philologen einerseits und Schliemanns Intentionen näherstehenden Prähistorikern andererseits, oder zwischen deutschen und britischen Forschern.

Mit dem Auftreten Heinrich Schliemanns auf der Bühne der Archäologie prallten zwei entgegengesetzte Welten aufeinander. Hier: Enthusiasmus, Besessenheit, anfängliche Homergläubigkeit, maßlose Selbstüberschätzung, Reichtum, Außenseitertum; dort: kühle Erwägung, akademische Borniertheit, Neid auf einen finanzkräftigen Autodidakten, Spezialistentum. Von einem Biographen Schliemanns wurde der ›deutsche Professor‹ als dessen Charybdis bezeichnet, während die Skylla der türkische und griechische Beamte war. Diesen Unholden mußte Paroli geboten werden. Aber wie? Erst einmal durch Graben und nochmals Graben, dann durch Beweise, Beweise, Beweise. Funde sind Beweise, große Funde sind große Beweise! Gute Argumente und Formulierungen sind beweiskräftig. Sind dann übertriebene Aussagen beweiskräftiger? Der berühmte Mecklenburger versuchte, durch Ausschmückungen und Übertreibungen

(andere sprechen deutlicher von Lügen und Betrügereien) in seinen Berichten, darauf eine bejahende Antwort zu finden. Vergeblich. Zu Recht. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Adolf Furtwängler und dem ›Stück Berliner Unfehlbarkeit‹ Ernst Curtius, alle Koryphäen in den klassischen Altertumswissenschaften, konnte Schliemann weder durch Taten noch Worte beeindrucken. Auch standen sie den neuentdeckten Kulturen, die so weit vom klassischen Ideal entfernt waren, (etwas) fremd gegenüber. Für sie und andere war Schliemann ein Schatzgräber, ein Pfuscher und Schwindler oder ein widerlicher und konfuser Kerl, über den man sich lustig machte, aber – und hier zeigt sich wieder die ganze Ambivalenz in der Beschäftigung mit Schliemann – auch ein Mann, der ihrer Wissenschaft enorm genutzt hat. Doch diesem Mann verweigerte die Berliner Akademie 1889/90 die Unterstützung im Kampf gegen die unsinnige Theorie eines Hauptmann a. D. Bötticher, auf dem Hissarlik hätte sich nur eine Totenstadt befunden. Auf zwei Troiakonferenzen wurde der Streit durch andere Gelehrte zugunsten des Ausgräbers entschieden.

Es sind Schliemanns Ausschmückungen und Übertreibungen, erklärbar vielleicht aus dem (unnötigen) Minderwertigkeitsgefühl eines ›ungebildeten‹ Autodidakten, die den Vorwurf der pathologischen Lügenhaftigkeit bis hin zum Fälschungsverdacht erneut aufkommen ließen. Seit nunmehr einem Vierteljahrhundert wird vor allem der gewaltige Schliemann-Nachlaß in der Athener Gennadeios-Bibliothek in der Absicht durchforstet, auf immer neue Unstimmigkeiten zwischen Gedrucktem und Ungedrucktem zu stoßen oder Entlastung für diesen oder jenen Vorwurf zu finden. Man kann heute über dreißig Angriffspunkte (nichtige und wichtige) bzw. Vorwürfe (berechtigte und unberechtigte) zusammenzählen. So behauptete Schliemann, daß er schon als Kind daran dachte, dereinst Troia auszugraben. Er tat dies wohl, um seinen Entdeckeranspruch zu erhärten, und erklärte die Zeit, in der er nur dem schnöden Mammon nachjagte, damit, daß er die Mittel für seine Ausgrabungen bekommen wollte. Er behauptete, daß er nur mit Hilfe seiner Frau den ›Schatz des Priamos‹ bergen konnte. Eine glatte Lüge, seine Frau war nachweisbar nicht anwesend. Aber wird dadurch der Fund selbst suspekt? Diese Frage läßt sich wohl eindeutig nur von jenen beantworten, die ungetrübt von jeglicher Fachkenntnis sind, wie jener große Journalist, der am 8. 4. 1996 im *Spiegel* titelte: »Troja-Schwindel. Echte Maske, falscher Agamemnon. Rudolf Augstein über den Schatzsucher und Phantasten

Heinrich Schliemann«. Seine ›Enthüllungen‹ fußen auf den ›Enthüllungen‹ eines Bestsellerautors, dessen Buch, geschrieben im Jubiläumsummel, ein knappes Jahr zuvor erschienen war und mit Sicherheit bald vergessen sein wird. Es gibt einen Schneeballeffekt bei diesen ›Enthüllungen‹ – in und außerhalb der Forschung: einer will den anderen in der Anzahl und Schwere der Fälschungsvorwürfe übertreffen, um dadurch selbst in der Diskussion bzw. in den Medien zu bleiben.

Schliemann war ein Mann mit vielen Schwächen und großen Verdiensten in der Erforschung von bronzezeitlichen Kulturen Kleinasiens und Griechenlands. Und was die ›Agamemnon-Maske‹ angeht: »... ich bin skeptisch. Entweder ist die Maske echt, dann ist Schliemann der glücklichste Archäologe vor Howard Carter, oder sie ist eine Fälschung, dann ist Schliemann ein Genie. Länger als ein Jahrhundert hat er die gebildetsten Kunsthistoriker und Archäologen der Welt getäuscht. Weil ich ein großer Schliemann-Verehrer bin, hoffe ich sehr, daß die Maske eine Fälschung ist. Es ist besser, ein Genie als ein Glückspilz zu sein«, schreibt Calder! Alles klar? Oder fehlt da ein Konjunktiv?

Literatur:

- Calder III, William M. and David A. Traill (eds.): *Myth, Scandal, and History. The Heinrich Schliemann Controversy and a First Edition of the Mycenaean Diary*, Detroit 1986
 Cobet, Justus: *Heinrich Schliemann. Archäologe und Abenteurer*, München 1997
 Döhl, Hartmut: *Heinrich Schliemann. Mythos und Ärgernis*, München und Luzern 1981
 Schliemann, Heinrich: *Ilios. Stadt und Land der Trojaner*, Leipzig 1881 (darin enthalten: Autobiographie des Verfassers)
 Traill, David A.: *Schliemann of Troy. Treasure and Deceit*, London 1995
 Witte, Reinhard: *Heinrich Schliemann. Auf der Suche nach der Wahrheit*, in: *Das Altertum* 41, 1995/96
 Witte, Reinhard: *Schliemanns Bedeutung für die moderne Archäologie*, in: *Troja, Mykene, Tiryns, Orchomenos. Heinrich Schliemann zum 100. Todestag*. Ausstellungskatalog, Athen – Berlin 1990

Fälschen führt den Tugendhaften offenbar ebenso in Ver-suchung, wie den Schwachen, und wer es am schärfsten verurteilte, fälschte häufig selbst. Mit allgemeinen Thesen wird man diesem Gestrüpp komplizierter Einzelfälle nicht gerecht.

Anthony Grafton, Fälscher und Kritiker